

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 40

Freitag, den 13. Februar

1920

Eva, wo bist du?

Roman von Feder von Zobelitz.

1. Fortsetzung. Handlung verboten.

Nun können die Ärzte heran; auch der Oberarzt ist zur Stelle. Der Oberst und die Offiziere der fünften Batterie sind abgeprungen und lassen ihre Gänge von Kanonieren halten. Alles bemüht sich um die Verunglückten. Gottlob ist kein Menschenleben zu beklagen. Aber sonst steht es schlimm aus. Dem Vorderreiter ist der rechte Schulterknochen von einem Kugelschlag zersplittert worden; einer hat eine Rippe gebrochen, wieder einer wurde die Hand zerquetscht. Die Kavarettgehilfen holen Verbandswatte und Verbanden hervor.

Der Kommandeur ruft nach dem Oberstabsarzt. Er kniet vor dem Hauptmann von Roser auf der Erde und hält den Kopf des Mannes in seinen Armen. Er ist selbst blaß wie Kalk. Mein Gott, wird das ein Verhängnis geben! Eben erst das Regiment bekommen, und nun dieser unselige Zufall! Im Kriegsministerium fadelt man nicht lange.

„Wo bleibt denn der Oberstabsarzt?“ schreit der Kommandeur. Der ist schon da. Er trägt Herrn von Roser Wasser und Hemd auf und lauscht und sählt. Keine ternere Verletzung. Aber aus den Sitzfleischstellen runt es rot. Auf den Becken haben sich dunkle Fleden gebildet. Das Gefäß ist über die Venen des Hauptmannes von Roser gerollt. Beide Venen sind gebrochen: das eine im Oberschenkel, das andre dicht unter dem Knie.

Der Oberst ist wieder zu Pferde. Premierleutnant Ed steht vor ihm und erstattet Bericht. Dann wird Leutnant Hoffmann gerufen. Auch er rapportiert. Aber trägt die Schuld an dem Unglück? — Eine Weibe. Aber das sagt keiner. Eine Weibe kann man nicht vor den Untersuchungsrichter zitieren.

Derweilen war ein Unteroffizier im Galopp nach der Garnison geschickt worden, Krankenwagen und Traghäbrun zu holen. Die Bewundene wurden inzwischen in den Schatten einer Mazingruppe niedergelegt und verbunden.

Roser war noch immer ohnmächtig. Der Oberstabsarzt hielt ihm die Essigsäure unter die Nase, der Assistent stieß ihm Kognak ein. Da jagte schon wieder der Oberst heran.

„Doktor, wie geht's?“ rief er.

„Nun schlug Roser die Augen auf. Aber nur für einen Moment.“ „Amele.“ sauste er leise.

Dann zog ein seltsames Schattenspiel an ihm vorbei. Er war nicht wach, er war auch nicht gebannt. Er lag in einem Zustand halben Dämmerns. Lang ausgestreckt lag er auf weichen Kissen, so lagen es ihm, und es war ihm auch, als befände er sich in leise schauclender Bewegung. Der Tag war nicht hell, der Tag war grau geworden, mit rosen Tönen. Schatten tanzten da und hie auf; große Bäume oder Gebüde, und Schatten hüpften lang'am vorbei: wie Männer, die gingen und kamen. Und dann wurde Glodenklang hörbar und ein selbes Spiel, das die Gedanken Rosers heller wedte; er wußte, es war das Glodenpiel von der Marienkirche, das spielte, „Befehl du deine Wege.“ Es mußte mitlag sein.

Jetzt kam ein wüster Schmerz. Reizen durfte sich Roser nicht. Dann kam gleitender Sonnenchein. Der Krankenwagen hielt, die Traghäbrun wurde herausgenommen. Roser hatte die Augen geöffnet. Die ganze stille Straße stand voller Menschen. Er erkannte einzelne: das war der Kommandeur von

drüben, das der Zigarrenfriseur von nebenan, das war der blasse Pfeisler. Und nun stürzte ein langer Kerl in grauem Drillsack mit blanken Knöpfen, einer billigen Halblore, die paar Treppentritten hinauf, die zur Tür des Kaseriers Hauses führten, und sagte: „Herr du mein Herr Hauptmann — was haben denn Herr Hauptmann? — Und wir haben doch inzwischen ein Mädchen bekommen!“

„A — ah,“ machte Roser. Die Aher stelen ihm zu. Ein Mädchen! Er fühlte, ein Kheleses Maß rann in seinem Schurrbart.

„Rade!“ rief er.

„Herr Hauptmann —“

„Ein Mädchen! —“ Fracht mit mal über das Gesicht! Bisth mir die Tränen ab! So ist's recht — nu' kommen noch ein paar! Heult man we ein hysterisches alles Weib! Rade, halt du gebirt? Ein Mädchen, Kirscher und mit Weidenaugen.“

Rade grünte. „Ja gratuliere, Herr Hauptmann.“ Das bel stand er stamm.

„Die Augen hat sie von der Mutter,“ fuhr Roser fort. Dann dachte er eine kleine Weile ernsthaft nach. „Sagen Sie, Doktor, warum ist sie denn eigentlich kirchrot?“

Der Pfylus lachte. „Gott, lieber Herr Hauptmann, wie so kleine Kinder sind! Das ist ein Zeichen von Gesundheit.“

„Na, Gott sei Dank! Und wann kam's zur Welt?“

„Zwei Minuten nach zehn. Die Hebamme hat nach der Uhr gesehen.“

„So — hm ... da lag ich gerade unter der Kanone. Was es — war es eine schmerzende Entbindung?“

Der Pfylus zog sich einen Stuhl an das Bett, holte seine Uhr hervor und sahte nach dem Puls des Patienten. Dann n'd.e er zurücker.

„Nun hören Sie mal gefälligst zu, Herr von Roser,“ sagte er ernst. „Sie sind eben glücklich dem Tode entronnen, aber auch so grade noch — und müssen gewaltig vorsichtig sein. Das rechte Bein hat nichts auf sich, beim Linken ist der Bruch komplizierter. Ein Bruch in der Nähe des Kniegelenks hat immer sein Heiles. Rühige Lage ist die Hauptsache. Also auskalteln, wenn Sie wieder ganz gesund werden wollen! Und das müssen Sie — jetzt, wo Sie Vater sind, erst recht.“

Jetzt haben Sie doppelte Pflichten. . . Ja — und nun will ich Ihnen auch ehrlich sagen, daß Ihre Frau eine recht schwere Stunde h'n er sich hat. Ich hoffe ja immer noch das Beste — aber die Schwäche ist auffallend groß — nu —“

Roser griff nach der Hand des Arztes. „Doktor,“ stieß er hervor, „wie wird mich doch nicht sterben!“

Falk strich mit der Rechten über Rosers Stirn. „Nleber Freund,“ sagte er, „es wäre unwohl, w'dte ich Ihnen meine Besorgnisse verhehlen. Das darf ich nicht; Sie würden es doch sofort erfahren, wenn das Schlimmste eintreten sollte. Das Kind ist prach'voll — prach'voll — aber die Mutter . . . sie ist sehr zart, Roser — sehr, sehr zart . . . immerhin: ich gebe noch lange nicht die Hoffnung auf. Noch lange nicht. Nun seien Sie verständig und lassen Sie mich zu ihr.“

Roser nickte. Er war gefaßt und ruhig. Seine Energie kam wieder.

„Gehen Sie,“ antwortete er. „Aber, Doktor — selbstverständlich kein Wort über meinen Unfall —“

„I bewahrel Ich bitte Sie!“

Er gab dem Wärter mit leiser Stimme einige Aufträge, nickte Roser nochmals freundlich zu und ging. Der Wärter ließ das Fensterrouleau etwas tiefer, so daß das Zimmer völlig im Dämmer lag, und blieb dann vor dem

angefprochen wurde. Kaum hatte der Schriftsteller diese Frage beantwortet, als der Kerl auch schon mit dem Ruf: „Gib deine Uhr her!“ auf ihn einbrang. Feval erhob jedoch seinen Stuhl und verlegte seinem Angreifer einen Hieb über den Kopf, der den Wagabunden heftig taumeln ließ. Der Romanschriftsteller benutzte nun diese Gelegenheit, um sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Doch das Abenteuer war noch nicht zu Ende. Am folgenden Tage besuchte Feval seinen Freund und literarischen Mitarbeiter Adrian Robert. „Euer Stadtviertel,“ bemerkte der Besucher, „zeichnet sich auch nicht gerade durch gute Sicherheitsverhältnisse aus. Erst gestern Abend hat man nicht weit von hier, in der Rue Baben, einen Erschlagenen aufgefunden. — „In der Rue Baben?“ fragte aufhorchend der Schriftsteller, „auf welche Weise ist er denn erschlagen worden?“ — „Bermutlich mit einem Eisenstiel,“ antwortete Robert; „dann der Schädel ist vollständig zerschmettert.“ — „Das müssen wir sofort aufklären,“ rief Feval und zog seinen Freund halb mit sich fort auf die Straße. Beide eilten nach dem Leichenhause, wo der nächstgelegene in der Rue Baben Entomologe und bisher nicht Verognostizierte ausgehollt war. Feval erkannte den Wagabunden sofort wieder und murrete erschrocken: „Das ist er.“ Vom Leichenhause begab er sich, sofort zum Polizeipräsidenten und ließ sich bei dem Chef der Kriminalpolizei melden. „Ich bin Paul Feval und melde mich als Gesandter, Herr Kommissar,“ erklärte der Schriftsteller. „Ich bin der Mörder aus der Rue Baben.“ Der Beamte fuhr von seinem Stuhle auf, holte ein Altkissen und sagte lächelnd, nachdem er es durchgesehen hatte, „Bemerkungen Sie sich nicht so sehr und nehmen Sie die Sache nicht allzu tragisch, erzählen Sie mir lieber ruhig und geordnet, was vorgegangen ist. Und Feval berichtete: Der Mann drang drohend auf mich ein, und ich verlegte ihm in dem Glauben, daß er mich verletzen oder töten wollte, mit meinem Spazierstock einen leichten Hieb über den Kopf.“ — „Ginen Leichten Hieb?“ bemerkte der Kommissar, „dann müßte ich von Ihnen keinen schweren Verlest bekommen. Aber hier haben wir die Personalakten Ihres Opfers. Es war ein sehr gefährlicher und rüchsfälliger Verbrecher. Hätte er von Ihnen nicht einen leichten Hieb bekommen, so hätten wir heute morgen nicht ihn, sondern Sie tot auf der Straße gefunden. Und nun verhalten Sie sich auch wirklich so, als wenn Sie gestern tot gefahren worden wären. Vor allen Dingen sprechen Sie mit niemandem von Ihrem Abenteuer. Wir werden die Sache schon in Ordnung bringen. Alles in allem ist das Uebel nicht groß. Sie haben nichts weiter getan als den Helfer um einen Stunden betrogen.“

Poulets Erlebnisse in Birna.

Der französische Flieger Poulet, der bekanntlich die Durchführung seines australischen Fluges aufgeben mußte, ist mit seinem Mechaniker Benoist heben in Marseille eingetroffen. Er war bis nach Birna gelangt, sah sich aber durch einen Maschinendefekt genötigt, den Flug zu unterbrechen und in Rangoon, dem Hauptort der britischen Niederlassung in Birma auf das Eintreffen von Nachrichten sowie auf die aus der Heimat erbetenen Hilfe zu warten. Vier Wochen lang harrie er auf beides vergebens, nicht einmal das erbetene Geld traf ein. Nachdem so die Zeit nutzlos verran, und Poulet seine Mäglichkeit sah, seine Maschine wieder insland zu setzen, war er wohl oder übel genötigt, nach Frankreich zurückzukehren. Auf der Rückreise fand er dann in Wort Said endlich seine dort liegen gebliebene Waise vor und erfuhr gleichzeitig, daß bereits eine zweite Maschine nach Hawaii gefandt sei, die es ihm ermöglichen sollte, seinen Flug nach Australien fortzusetzen. Seinem dringenden Wunsch, nun sofort wieder umzusetzen, weichen sich indessen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Poulet will jedoch mit seinem Mechaniker sofort von Marseille aus wieder nach Rangoon fahren, um von dort aus zum Ent. A nach Melbourne zu fliegen.

Ueber seine Erlebnisse in Birna machte Poulet einem französischen Berichtsfasser folgende interessante Mitteilungen: „Weder den Empfang, der uns in Birna zuteil wurde, kann ich mich nicht beklagen. Wir wurden überall gut aufgenommen, aber wie Wunderkinder angeschaut. Bin ich doch der erste Flieger, der in Birna landete. Man sah uns allenhalben als Halbgotter an und wollte in uns Wunderworte und was erhaben, die zur Erde herabgesandten waren, um die Belebten zu kreuzen. Eines Tages, als Benoist und ich in eine Kapode eingetreten waren, waren wir von

mehreren Unheimlichen bemerkt worden. Im Sandum-drehen war die Kapode von Menschen überfüllt und von allen Seiten nahen uns Gläubige, die und zum Zeichen ihrer Anbetung ganze Berge von Blumen zu Füßen legten. Wir sahen uns genötigt, Hals über Kopf aus der Kapode zu flüchten, um nicht Gefahr zu laufen, von den düstigen Opfertagen ersticht zu werden. So angenehm war im übrigen der Empfang nicht überall, zumal im Anfang und an der Grenze sah sich die Sache manchmal recht ungemütlich an. Die Eingeborenen hatten nämlich von den Kriegslugzeugen gehört, die aus der Höhe Bomben herabwerfen. Als sie uns ankommen sahen, glaubten sie zunächst, daß sie sich von uns ähnlicher Angriffe zu gewärtigen hätten, und einer der Vösten an der Grenze hatte es sogar für nötig gehalten, sich beim Gouverneur zu entschuldigen, daß er nicht auf uns gefeuert hätte. Glücklicherweise flohen wir sehr hoch, und das war auch angehtlich der ganzen Situation durchaus am Plage, denn die Leute in Birma erzeuen sich des Rufes ungewöhnlich trefflicher Schützen.“

Bunte Zeitung.

Tuberkuloseausbreitung in Amerika. In mehreren Großstädten der Vereinigten Staaten haben sich gleichzeitig aus bekanten und einflussreichen Persönlichkeiten bestehende Komitees gebildet, um Wanderausstellungen zu veranstalten, die den ärmeren Klassen der großen industriellen Bevölkerung vorführen sollen, wie der Tuberkulose vorgebeugt werden kann. Kurz vor dem Kriege hat übrigens eine ähnliche Ausstellung in Birmingham und im Jahre 1911 in Berlin-Wilmersdorf stattgefunden.

Wagner-Kandal in Nizza. Bei einem Promenadenkonzert in Nizza kam es kürzlich zu einem Skandal, der zum Abbrechen der Musik zwang. Das Orchester hatte nämlich soeben das Vorspiel zum Wolfgangfen begonnen, als sich unter den Zuhörern ein wütendes Gefchei und wider Rärm erhob, aus dem immer drohender die Rufe: „Wieder mit der Wagnerischen Musik“, zu vernehmen waren. In gleicher Stärke rief aber die Kundgebung auch die Freunde Wagners auf den Plan, die nun ebenso kräftlich die Fortsetzung der unterbrochenen Aufführung verlangten. Angehts des Lärmes hielt es der Kapellmeister indessen für angezeigt, das Konzert für diesen Tag ganz abzubrechen.

Eine Nase von schwarzen Menschen. Zu einem in London erschienenen Bude des Führers einer zu künftigen Zwecken unternommenen Expedition nach dem „Weißen Nil“ gibt der Verfasser ausführlichen Bericht über einen Stamm von Negern, der den Namen „Jeng“ führt und in einem Bezirk am Weißen Nil seinen Wohnsitz hat. Der Stamm zählt etwa 8000 Köpfe und bewohnt das Ufer des Nigabees. „Die Leute sind die stattlichsten Menschen der Welt“, schreibt der Verfasser. „Sie sind von dunkelschwarzer Farbe, zeigen den echten Negertypus und huldigen weder dem Kannibalismus noch Menschenopfern. Ich habe nie einen Fall von Mißhandlung von Weibern oder Kindern bei ihnen wahrgenommen. Aus irgend einem, ihnen selbst unbekanten Grunde pflegen die erwachsenen Stammesangehörigen sechs Jahre aus ihren Interkesen zu entfernen, auch haben sie die seltsame Gewohnheit wie Strafe auf einem Felde zu stehen.“

Literatur.

Zu Neclams Universal-Bibliothek erschien: Nr. 6070. Theodor Storm, Dräben am Markt. — In St. Jürgen. Zwei Novellen. Herausgegeben von Dr. Walter Herrmann. 22 Seiten.

„Dräben am Markt“ ist eine feine Charakterstudie, die uns einen Arzt zeigt, der als Sohn eines kleinen Handwerkers aufgewachsen, sich in seinem äußeren den höheren Ständen nicht anpassen versteht, weil ihm Erziehung und Sinn dafür fehlen. „In St. Jürgen“ wird die Geschichte eines Verlobten erzählt, der das Wiederkommen immer wieder verhehlen muß, bis das Leben vorbei ist.

Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch. Eine der Bearbeiter der amtlichen Vorkriegsakten im Auswärtigen Amt, Dr. Richard Wolff, hat soeben die erste vollständige Beschreibung der Dokumente, die waren und sein sind für den Leser ist, herausgegeben unter dem Titel: „Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch.“ Eine Darstellung auf Grund der amtlichen Vorkriegsakten (Verlag von Weimar Hobbings, Berlin SW. 48).

In beziehen auch die
Goethe-Buchhandlung Halle, S. Gr. Ulrichstr. 62.
Fernruf 5420.



